

(Nachdruck verboten.)

## Unter dem Schutze des Gesetzes.

3) Von Maria Konopnicka.

Man brauchte nur sein blatternarbiges Gesicht zu sehen, um zu erraten, wie es in ihm lodete, ob jener populären Melodie, mit deren Summen der Chef den offiziellen Charakter der Kanzlei profanierte, wo von Rechts wegen alles steif und feierlich sein sollte. Leider hatte der alte Dienstfertige während der sechzehn Jahre seiner Dienstzeit oft Gelegenheit gehabt, sich zu überzeugen, daß hier die Dinge recht im Argen lagen. Das berührte ihn schmerzlich wie eine persönliche Beleidigung und ein persönlicher Schmerz. Sein Ideal war ein schweigender, unbeugsamer, strenger, stets, sogar nachts, bis an das Kinn zugewülpfter Bürgermeister. Der Herr Bürgermeister indes war nicht einmal bei Tag bis an das Kinn zugewülpft, die Juden klopfte er vertraulich auf die Schulter, ließ sich mit dem ersten besten in ein Gespräch ein, traktierte ihn, Maczusi selber, mit einer Prise; mit einem Wort, er war weit, weit davon entfernt, ein Ideal zu sein. Maczusi fühlte, daß dies ihm die Jahre verkürzte, und jeden Monat ließ er sich einen Aderlaß geben, damit ihm nicht, wie er sagte, das Herz ob des Treibens in der Kanzlei springe.

Eine Viertelstunde schon stand Hanka an der Schwelle, als der Herr Bürgermeister die Zeitung beiseite legte, sich die Hände rieb, die Brauen in die Höhe zog, einen Blick auf die vor ihm angehäuften Akten warf und sich rasch von ihnen abwandte. Dann blickte er auf das an der Thür sich drängende Häuflein. Er erblickte Hanka, sah sie genauer an und rief:

„Und was ist das?“

„Verschickt“, beeilte sich Maczusi auf eigene Rechnung zu erklären.

„Soooo?“ fragte gedehnt der Bürgermeister. „Na, das ist was andres.“

Im Grunde genommen war das durchaus nicht was andres, denn jede Woche wurden ganze Partien Verschickter in die Stadt gebracht; aber es schien ihm, daß er durch diese Bezeichnung etwas Abänderung in die graue Alltäglichkeit der Ereignisse brachte.

„Das Papier?“

Das Mädchen trat aus der Gruppe hervor, näherte sich dem grünen Tisch, küßte die Hand des Bürgermeisters und reichte schweigend den Zettel hin.

„hm“, brummte der Bürgermeister im Lesen und blickte abwechselnd auf das Mädchen und das Papier, „hm... drei Jahre...! Das ist leicht gesagt... hm... was denken sie sich denn eigentlich in diesem Warschau?“

Nachsinwendend zupfte er sich den Bart, der sein Doppelfinn umgab.

„Na, gut also,“ sagte er nach einer Weile hinzu.

Der Herr Bürgermeister war eine optimistisch veranlagte Natur, und liehte es, alles gut abzuschließen.

Diesmal jedoch schienen sich Worte und Gedanken in verschiedenen Richtungen zu bewegen.

Er versank in trübes Nachsinnen, er hatte gar zu viele Scherereien. In der Stadt hatten sich so viele Internierte angesammelt, daß sie hier eine wahre Diebskolonne bildeten, der gegenüber ihm die Nacht aus den Händen glitt. Jeden Abend gab es Raufereien, jede Nacht Diebstähle, außerhalb der Stadt sogar Raubanschläge. Die Stadtpolizei mit Fedorenko an der Spitze konnte sich keinen Rat schaffen. Ein wahres Glück, daß dieses Gesindel immer wieder nach Warschau zurückflüchtete...

Der Herr Bürgermeister musterte das Mädchen von der Seite, wie um zu erraten, ob auch sie durchbrennen würde, dann trommelte er mit den Fingern auf die Tischplatte, räusperte sich einigemal, beugte sich hinüber nach der zum anstoßenden Zimmer führenden Thür und rief:

„Herr Alexander! Herr Kosicki!“

Im Eingang erschien ein kleiner, schwächlicher Mann mit blondem Haar, dicker Stumpfnase und gebähten Lippen. Zwischen seinen kurzgeschorenen borstigen Haaren wand sich noch der soeben dem Munde entstiegene Rauch der Cigarre, die er in den Fingern der herabgelassenen Hand hielt.

Das war Herr Alexander Kosicki, der Bureaufsekretär. „Ah? ...“ ließ er vernehmen; es klang wie das Snarren eines nicht geschmierten Rades.

„Lieber Herr Alexander,“ sprach der Bürgermeister rasch, „sehen Sie mal die Papiere der Blacharjowna nach, sie liegen wahrscheinlich irgendwo bei Ihnen. Man muß ihr einen Schein geben.“

„Interniert? Ah? ...“ knarrte der Herr Sekretär.

„Interniert, gnädiger Herr,“ antwortete Hanka und trat näher, um ihm die Hand zu küssen. Aber der Herr Sekretär zog die Hand schnell zurück. Mit feinem Takt fühlte er heraus, daß es sich nicht schickte, in Gegenwart des Vorgesetzten solche Beweise der Hochachtung entgegenzunehmen, zumal jener Kollegialrat war.

Indessen kehrte er noch nicht zu seinem Schreibtisch zurück, sondern stand immer noch mit weit aufgerissenen Augen da, ohne von dem Mädchen einen Blick zu werfen. Es war ein interessantes Augenpaar, das da in dem fahlen, wie krankhaft angeschwollenen Gesicht des Herrn Sekretärs leuchtete. Blitze flackerten in ihnen auf und erloschen; und als wüßte er davon und wollte es die Leute nicht gewahr werden lassen, bedeckte er die Augen sorgfältig mit seinen schweren leicht entzündeten Lidern und blinzelte nur zwischen den Wimpern hindurch. Nachdem er eine Weile so gestanden, winkte er Hanka mit dem Kopf, sie solle ihm folgen und trat in die Rauchwolke hinein, die über seinem Schreibtisch schwebte.

Hier ergriff er hastig ein Aktenbündel nach dem andern, und während er den betreffenden Folianten suchte, bebten seine Hände, als zerrte jemand an deren Nerven herum. Endlich fand er das Gesuchte, flüchtete sich schwer gegen den Tisch, wie in einem plötzlichen Anfall von Ohnmacht, blinzelte einigemal mit den Augen und holte tief Atem.

Hanka betrachtete aufmerksam sein Gesicht, um darin zu lesen, was sie thun oder sprechen sollte.

Der Herr Sekretär trat ganz nahe an sie heran, während er abwechselnd seine blitzenden Augen halb schloß oder weit aufriß.

„Anna Blacharjowna? Ah? ...“

„Jawohl, gnädiger Herr!“ antwortete Hanka.

„Du willst Dir einen Dienst suchen. Ah? ...“

„Was weiß ich, gnädiger Herr, natürlich wäre ich froh, eine Dienststelle zu finden.“

„Hi... hi... hi...“ lachte gedämpft der Sekretär. „Wer wird Dich in Dienst nehmen? Wer ins Haus lassen? Mit dem ersten Paß... Ah?“

Hanka senkte das Haupt und schwieg. Das große Tuch warf tiefe Schatten auf ihr braunes Gesicht. Ihre Augen waren gesenkt. Aus den Blicken des Herrn Sekretär schob ein roter Funke.

„hm... ich möchte Dich nehmen... ins Haus lassen... ich...“

Ein nervöses Zucken lief über sein Gesicht, er drückte die Hände zusammen, und vollendete den Satz nicht. Hanka erhob den Kopf und blickte ihn an mit ihren bekümmerten, etwas stumpfen Augen. Sie verstand nicht recht, ob er Erbarmen mit ihr hatte, oder sie wirklich in Dienst nehmen wollte.

Der Herr Sekretär versäufte sich, wandte sich rasch gegen den Tisch um, setzte sich und schrieb eine kleine Weile. Dann streckte er die Hand aus.

„Hier hast Du Dein Papier. Jetzt kannst Du einen Dienst suchen. Und wenn Du gefunden hast, mußt Du Dich melden. Und dann meldest Du Dich wieder. Bei mir hast Du Dich zu melden. Verstanden?... ah? ...“

„Ich habe verstanden, gnädiger Herr“, antwortete das Mädchen.

„Und versuche nicht, irgendwohin zu entlaufen. Du hast hier in der Stadt zu bleiben... ah? ...“

„In der Stadt, gnädiger Herr.“

„Jetzt geh, und nach drei Tagen mußt Du Dich melden.“

„Gut, gnädiger Herr.“

Sie war auf dem Wege zur Thür in die Mitte der Kanzlei angelangt, als der Herr Bürgermeister, den inzwischen einige Juden unter fortwährenden Verbengungen und diskretem Lächeln belagert hielten, sie bemerkte. Einer der umstehenden

Juden setzte ihm offenbar ein Geschäft auseinander, während die andern entzückt mit den Zungen schnalzten, wie um es dem „gnädigen Präsidenten“ noch dringender zu empfehlen. Sei es nun, daß der gnädige Präsident in diesem Augenblick für seine eigenen strategischen Pläne einer Ablenkung bedurfte, sei es, daß dieses schwächliche braune Mädchen in der That seine besondere Aufmerksamkeit erregte, genug, als er sie vorbeigehen sah, rief er laut:

„Du . . . wie heißt Du eigentlich . . . wart' nur eine Weile!“

Erschrocken blieb Hanka stehen.

„Maczucki!“ befahl der Bürgermeister, gegen die Thür gelandt.

Aber Maczucki befand sich seit einigen Minuten in entsetzlicher Lage. Er blinzelte immer rascher mit seinen hervorstehenden Augen, während er mit vorgestreckter Brust da stand, die Befehle erwartend. Von der Schwelle jedoch entfernte er sich nicht, konnte sich nicht entfernen, und das bildete eben die Tragik des Moments. Da war dieser kleine Bengel, der Wicel, sein Jüngster nämlich, bis hierher zu ihm gedrungen, hatte sich durch die halbgeöffnete Thür hineingestohlen, und zog ihm nun von hinten am Rock.

„Vater, die braune Kuh hat gefalbt.“

Maczucki fühlte, daß ihm das Blut in den Kopf schloß.

„Nach, daß Du fortkommst,“ zischte er durch die Zähne und führte mit der Hand einen Streich nach rückwärts, ohne zu überlegen, wo er treffen könnte. Aber er traf offenbar nirgends, denn gleich darauf flüsterte es wieder hinter ihm:

„Vater, sie hat einen Bullen.“

(Fortsetzung folgt.)

## Fasching.

Kulturgeschichtliche Studie von Heinrich Tannenbergl.

Das Festleben der Gegenwart ist uns in seinem Grundbestande aus grauer Vorzeit überkommen. Noch bei manchem der Feste bekunden die vollstimmlichen Züge diesen weit zurückreichenden Ursprung, und ihm entsprechen namentlich auch die mannigfaltigen Formen, die mit der modernen Festfeier verbunden sind, für die sich aber in den Verhältnissen unsrer Zeit keine Erklärung findet. Um die Feste von heute und die Bräuche der Feier würdigen zu können, bedarf es sonach der Vergleichung mit dem festlichen Leben der Alten.

Bei unsern Vorfahren findet sich, wie die Forschungen J. Lipperts dargethan, als hervorstechendster Charakterzug ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen dem Festweien und den Lebensgewohnheiten. Die Festformen sind nichts als besondere Lebensformen. In erster Linie liefern wirtschaftliche Vorgänge den Inhalt der Feste, während die durch den Anlaß bedingten Verrichtungen und Veranstaltungen zu festlichen Formen werden. Derartige Gelegenheiten wiederholten sich alljährlich in einem festen Turnus. Wenn im Frühjahr der Schnee geschmolzen war und die Weide wieder grünte, trat für die halbnomadische Wirtschaft eine bedeutungsvolle Weide ein. Es galt, zum Aufbruch aus dem Winterquartier zu rüsten und draußen auf der Malsstätte die öffentlichen Dinge zu ordnen. Vielleicht auch mußten die wehrhaften Männer zum Streite ausrücken, und dann war Kriegszug zu halten. So kam nach der winterlichen Stille Bewegung in die Dorfschaften. Wieder ins Freie zu ziehen, war für den Sohn der Natur an sich ein festliches Ereignis. Auf der Dingstätte traf er mit der Genossenschaft zusammen, und das bot Gelegenheit zu geselligem Schmaus und Spiel, aber auch zu Tausch und Handel. Dabei ward nicht versäumt, den Göttern zu opfern, Gericht zu halten u. dergl. mehr. Das waren die hauptsächlichsten Momente des Frühjahrslebens der Alten, und das Ganze nahm den Charakter einer festlichen Begebenheit an. Da bei alledem eine längere Frist verstrich, so ergaben sich mehr oder weniger ausgedehnte Festzeiten, die noch dazu je nach der klimatischen Lage verschieden fielen.

Dieses festliche Leben der Frühjahrszeit ist zum Teil in der Faschingsfeier aufgegangen. Fastnacht ist wieder eine der geräumigen Festperioden, wie die Kirchzeit des Herbstes, und entspricht in ihrer Ausdehnung ganz dem Bedürfnisse der alten Zeit, die sich nicht an feste und kurz bemessene Termine binden konnte.

Allerdings gehört der Fastnachtssternin, seiner Zeitlage entsprechend, als Datum des Frühlingfestes von Haus aus südlichen Breiten an, wie auch gewisse Formen der Feier nicht deutscher Herkunft sind. Den Ausgangspunkt bilden wohl die römischen Lupercalien und Quirinalien, die recht eigentlich Feste der Bauern und Hirten waren. Sie wurden im Februar gefeiert, bevor der Ackerbau wieder begann und der Viehautrieb stattfand. Mit den Zügen der Römer kam diese Festfeier auch nach Deutschland. Für einen derartigen Zusammenhang spricht, daß gerade die Rheingegenden zum Sitze des Karnevals, der spezifisch römischen Festfeier, geworden sind. Obwohl der Termin für unsre klimatische Lage zu zeitig fiel, fand er doch Eingang, und vom Westen ausziehend, trugen ihn die Kolonisten auch in andre Teile des Landes. Auf deutschem Boden schlossen sich

nun die heimischen Formen der Frühjahrsfeier an das eingeführte Fest. Doch scheint dieser frühe Termin, wie Lippert nachgewiesen, erst in christlicher Zeit allgemeiner aufgegriffen worden zu sein. Nämlich die Kirche die Passionsperiode mit Fasten belegte, kamen diejenigen Gegenden, deren Frühlingsschneefeste in diesen Zeitaltern fielen, in Verlegenheit. Um beim Eintritt günstigen Wetters für die Aufnahme der Arbeit bereit zu sein, mußten die Dörfer solcher Landstriche jetzt ihre festlichen Veranstaltungen noch vor dem Beginn der Fastenzeit treffen. Von hier aus verbreitete sich dann die Faschingsfeier auch in Gebiete mit späterem Frühjahrsanfang, deren besondere Feste erst auf Ostern folgten und daneben bestehen blieben.

In den Faschingsbräuchen, die wir bei der Landbevölkerung finden, sind noch die Formen des alten Germanenfestes gewahrt. Die Veranstaltungen beginnen bisweilen schon mit Mariä Lichtmeß, wo dieser Tag nicht etwa, wie im Norden, noch zu den Winterterminen gehört und den Weihnachtsfestkreis beschließt. Das charakteristische Festleben der Fastenzeit drängt sich aber vorzugsweise in die letzte Woche und namentlich auf die drei Tage vor dem Ende der Periode zusammen.

Mariä Lichtmeß, welche in den Dörfern der südlichen und westlichen Marken den Festkreis der Fastnacht einleitet, trägt noch manche Züge der alten Frühjahrsfeier. Das wirtschaftliche Moment tritt besonders in der Bedeutung des Tages als bäuerlicher Termin hervor. Mancherlei Leistungen der Höfe fielen auf Mariä Lichtmeß, und bis heute ist der Tag bei dem Bauern als Frist für Zinszahlung und Rechnungsausgleich beliebt. Auch daß Lichtmeß in der Oberpfalz und in Belgien ein Termin des Dienstwechsels für das Gefolge ist, läßt auf die Beziehung zur Frühjahrsweide der Alten schließen. Denn gerade die Zeit des Aufbruchs nach den Weiden und zur Feldarbeit war der rechte Moment für zu Änderungen im Personalbestande der bäuerlichen Wirtschaft. In pfälzischen Orten beginnt daher noch immer um Mariä Lichtmeß als „Kälbarweil“ eine lustige Zeit des Gefolges, das die Tage der Freiheit bis zum Antritt des neuen Dienstes durch allerlei Veranstaltungen feiert. Bei dieser Gelegenheit wird den Abziehenden das sogenannte „Kälbelesbrot“ mit auf den Weg gegeben, eine Sitte, die der Berproviantierung beim Frühjahrsaufbruche unserer Vorfahren entspricht.

Ein Reflex des wirtschaftlichen Beweggrundes der alten Feste sind auch die mannigfachen Dauerregeln, die noch heute an derartigen Terminen haften. Sie entsprechen der seit Urzeiten geläufigen Übung, aus bestimmten Erscheinungen Schlüsse auf die Zukunft und namentlich auf die wirtschaftlichen Aussichten des Jahres zu ziehen. Die Zeichen schrieb man den Geistern zu, und da die letzteren dem Menschen am meisten geneigt waren, wenn er sie zum Schmaus lud, so mußte sich das Orakelwesen gerade auf festliche Anlässe concentrieren.

Mariä Lichtmeß ist ein ganz bevorzugter Wetterzeigentag. So heißt es in Medlenburg: Wenn an Lichtmeß die Sonne in den Schafstall scheint, so stehe kein gutes Schafjahr bevor. Ist aber das Wetter hell und kalt, so gedeihen Schafe und Bienen, oder es giebt ein ertragreiches Flachsjaar. Rasse zu Lichtmeß deutet auf frühen Graswuchs. Recht altertümlich klingt eine Vorhersage, nach welcher die Weiber am Lichtmeßtage beim Sonnenschein tanzen sollen, damit ihnen der Flachs gerate. Dem liegt wohl der Gedanke zu Grunde, die Götter, wie auch sonst üblich, durch Tanz zu erfreuen, und so ihre Gunst für den Flachsbau zu gewinnen.

Auch die kirchliche Feier ist von der alten Festüberlieferung beeinflusst. Insbesondere führt die Kerzenweihe, nach welcher der Tag benannt ist, in die heidnische Zeit zurück. Die Wachslichter im Kultbrande sind eine Umformung des Opfers der Honigwaibe, und es ist anzunehmen, daß in der Vorzeit namentlich zur Frühjahrsfeier den Göttern eine solche Spende dargebracht wurde. Wenn in Steiermark der Kirchenpropst oder der Dorfpfarrer, der die Gelder zur Beschaffung der Kerzen sammelt, für die Geber den Segen des Patrons erbittet, so kann auch über den Sinn der heutigen Sitte kein Zweifel obwalten.

Wie an Mariä Lichtmeß, so sind die Spuren der alten Frühjahrsfeier auch an den andern Festen wahrzunehmen, welche die Kirche in diese Periode verlegte, um das festliche Leben des Volks zu treffen und umzubilden. Das gilt insbesondere von Petri Stuhlfest und St. Matthias.

Vollständiger aber spiegeln die Bräuche der eigentlichen Fastnachtszeit die Frühjahrsveranstaltungen unsrer Vorfahren wieder.

Das Besondere war der Aufbruch in den Siedelungen und der Auszug nach den freien Klagen. In dieses Treiben führen uns die fröhlichen Umzüge der Tiroler zurück. Da begegnen wir dem „Faschingsritt“ im Jilertthale. Ein Schallsnarr, dessen Pferd eine altertümliche Glode trägt, eröffnet den Zug. Ihm folgen, ebenfalls beritten, Sultane, französische Jäger, Mohren, Semmerinnen, Schäfer; zuletzt kommt eine Zigeunerfamilie mit Varentreiber, Gelskreiter usw. Vor dem Wirtschaftshause, das an die Stelle der alten Trinkzelle auf der Malsstätte getreten ist, wird Halt gemacht. Hier beginnt die Vorlesung des Faschingsbriefes, in welchem alles Lächerliche aus dem Gemeindeleben des verfloffenen Jahres humoristisch behandelt wird. In den Festzug hat sich gewiß im Laufe der Zeit manches fremdartige Element eingeschlichen, aber im ganzen könnte es wohl bei dem Aufbruche der Alten so hergegangen sein. Das Verlesen des Faschingsbriefes ist nichts andres als eine Karrikatur der urväterlichen Sitte, bei den Zusammenkünften auf der

Dingstätte über die Vorgänge im Kreise der Genossenschaft zu berichten, was nicht immer ohne öffentliche Äußerung abging. Im Entlibuch in der Schweiz, wo sich ein ähnlicher Brauch erhalten hat, finden wir dabei ein förmliches Lager auf der Malstatt. Alt und Jung vereinigt sich am Fastnachtmontag um die Dorfstraße, dieses uralte Wahrzeichen des Dingplatzes. Man ruht auf der steinernen Einfassung oder sieht in Gruppen umher. Da trifft ein Herold der Nachbargemeinde ein, um coram publico ein Schreiben vorzutragen, dessen Inhalt dem Festschreibungsbrief der Zillertaler gleichkommt, nur noch mehr den Charakter einer öffentlichen Kritik hervorhebt. Der Vortag ist für den Tag unverleghch und wird bei gemeinsamem Mahle festlich bewirthet. Nach alledem scheint der Brauch das Eintreffen des Oberhauptes oder eines Vogtes auf der Dingstätte zu wiederholen. Für solchen Zusammenhang spricht auch, daß die Veranstaltung mit dem Hissen der Fahne vor dem Gerichtshause beginnt.

Abgesehen von diesen charakteristischen Formen finden sich Umzüge der verschiedensten Art sonst noch häufig auf dem Lande. Sie tragen zuweilen ein lokales Gepräge, aber sie entstammen doch ihrer ersten Veranlassung nach derselben Urstätte. Selbst in den Städten sind als Erinnerung an das Frühjahrsleben der Alten noch mancherlei Festsitze zurückgeblieben. Zugener Gewerke ziehen am Donnerstag nach Fastnacht, nach Väterart gewappnet und von Spielentern begleitet, hinaus nach einer Halde. Dabei wird ein großer Pokal mitgeführt, aus dem jedermann einen Trunk Wein erhält, genau wie die Altvordere bei ihren Selagen zu verfahren pflegten. Der „Schäffleranzug“ der Münchner Wütcher und ein Mainfest, welches dieselbe Kunst vordem in Frankfurt veranstaltete, führen auf die gleiche Tradition zurück. Nicht minder das „Schönbartlaufen“ der Nürnberger Schlächter und der „Rehgeriprung“ in München. Auch die Karnevalszüge bilden einen Nachklang urtümlichen Volkslebens, nur sind sie durch das überwuchernde Massenwesen ins Unlesbare getrieben, wenigleich der Wimmenschanz selbst auf eisgrauer Leberlieferung beruht.

Bemerkenswert sind die zahlreichen Bräuche, welchen das alte Gericht auf der Dingstätte zum Vorbild dient. O. v. Reinsberg-Düringsfeld hat uns darüber einige recht lebendige Schilderungen hinterlassen. In der Gegend von Schludenerau in Böhmen wird ein Mann, der als Wilder verummmt ist, am Tage vor Fastnacht von der Volksmenge durch mehrere Straken verfolgt, bis er in eine Gasse kommt, welche durch einen Strid gesperrt ist. Dort stolpert er über das Hindernis und wird von seinen Verfolgern gefangen genommen. Der Scharfrichter eilt herbei, durchsticht mit seinem Schwert die blutgefüllte Blase, welche der Darsteller um den Leib gebunden hat, und der Wilde stürzt, während ein Strom von Blut die Erde rötet. Dann wird er auf einen Schlitten oder eine Bahre gelegt und fortgeschafft. Am nächsten Tage pugt man eine Stropfpuppe wie einen Wilden aus und bringt sie unter Begleitung einer zahlreichen Menge auf einer großen Trage an einen Teich. Hier hält der Scharfrichter eine Rede an das Volk und wirft dann den Wilden ins Wasser. In Schwaben wird aus Stroh ein Fastnachtsbär hergestellt, dem man ein Paar alte Hosen anzieht und in den Hals eine frische Blutwurst steckt, damit beim Kopfabschlagen das Blut wie bei einer wirklichen Hinrichtung fließe. Dem der Bär wird angelagt, eine blinde Katze getödet zu haben, und dieses Verbrechen wegen in aller Form zum Tode verurteilt. Bevor die Hinrichtung stattfindet, werden dem Ragemörder zwei Geistliche beigegeben, die ihn trösten müssen, und nach derselben wird der Golöpfte in einen Sarg gelegt, um am Aschermittwoch nach der Kirche begraben zu werden. In ähnlicher Weise wird in Oldenburg und Westfalen auch durch das „Hahnenschlagen“ eine Gerichtshandlung parodiert, wie in Dänemark das „Ragemwerfen“ auf denselben Ursprung zurückweist. (Schluß folgt.)

## Kleines Feuilleton.

Der Spiegel. Spiegel nennen wir die glatte und glänzende Oberfläche eines Körpers, welche durch Reflexion Bilder erzeugt. In den ältesten Zeiten des Menschengeschlechtes hat die ruhige, hellglänzende Oberfläche des Wassers als natürlicher Spiegel dienen müssen. Kunstspiegel werden im Altertum zuerst im zweiten Buche Moses erwähnt, wo sie als Schmucksachen israelitischer Frauen bezeichnet werden. Es heißt nämlich: „Und er (Moses) machte das eiserne Waschbecken und sein eiserne Gefäß aus den Spiegeln der Frauen.“ Ueber die Beschaffenheit der Spiegel weiß man, daß sie meist Handspiegel und nur selten Wandspiegel waren, daß sie auch als Schmucksachen benützt wurden, und daß sie aus Metall gegossen waren. Letzteres geht auch aus den Worten Jobs hervor: „Kamst du wie er (Gott) den Himmel ausbreiten, der fest ist, wie ein gegossener Spiegel?“ An andren Stellen spricht die Bibel von Spiegeln, welche die Reizung haben „blind“ zu werden, von Spiegeln, die mit Kost überzogen sind, von unbeschminkten Spiegeln, von solchen, die gemietet, bearbeitet und poliert werden; man bedauert die Mangelhaftigkeit ihres Reflexes und die Ungenauigkeit des zurückgeworfenen Spiegelbildes. Alle diese Ausdrücke beweisen klar und deutlich, daß die Spiegel von Metall waren. Diese Aussagen der Bibel finden wir in den Nachrichten bestätigt, welche andre Schriften des Altertums über die Spiegel der Ägypter, der Assyrer, der Ägypter, Griechen und Römer geben, wonach diese Völker fast nur

Metallspiegel benutzten, die aus Kupfer, Bronze, Silber oder Gold hergestellt waren.

Die antike Form des Handspiegels hat sich bis heute erhalten. Die Spiegelfläche wurde nicht nur oval, sondern auch rund, vieredig und verschiedig gestaltet, mit einem mehr oder minder reich verzierten Rahmen aus Holz, Elfenbein oder Metall eingefast. Die für die Toilette der Frauen bestimmten Handspiegel des Altertums wurden am Griff häufig reich verziert, und die Rückseite der Scheibe war mit Schnitzwerk und Reliefarbeit künstlerisch geschmückt. Dieser Schmuck bestand bei den Griechen und Römern meist aus eingravierten mythologischen und genreartigen Darstellungen. Solche antike Spiegel sind in großer Zahl in den verschütteten Bestattungen und in Gräbern aufgefunden worden.

Glaspiegel kannte das frühe Altertum nicht; in keiner alten Schrift werden sie genannt und auch nirgends vorgefunden. Nach Plinius haben erst die Phönizier Spiegel aus einer undurchsichtigen schwarzen Glasmasse mit glatter, polierter Oberfläche hergestellt. Jedoch wurden die Metallspiegel dadurch nicht verdrängt. Im Orient und Persien werden sie auch heute noch verfertigt und gebraucht und den Glasiegeln noch vorgezogen, weil sie nicht so zerbrechlich sind und sich in dem trocknen, heißen Klima besser als das Amalgam der gläsernen Spiegel erhalten.

In Europa werden erst im 12. und 13. Jahrhundert Nürnberger Glaspiegel zuerst genannt, und im 14. Jahrhundert wurden in Venedig die ersten Tafeln aus Spiegelglas mit Zinnamalgalan angefertigt und in den Handel gebracht. Venedig blieb auch fast 200 Jahre hindurch im alleinigen Besitze des Geheimnisses ihrer Herstellung; venetianische Spiegel durften in keinem vornehmen Hause fehlen. Von Venedig ging diese Kunst nach Böhmen und Bayern, wo Nürnberg sie vorzugsweise betrieb, und später nach Frankreich, wo diese Industrie lange Zeit hindurch Privilegium einer einzigen Gesellschaft, der Compagnie von St. Gobain, bildete.

Bis 1688 wurden die Spiegel ausschließlich aus geblasenem Glas hergestellt. Da gelang es dem Franzosen Lulac de Mehou in Paris, gegossene Glas tafeln herzustellen, der bedeutendste Fortschritt, den diese Industrie zu verzeichnen hat. Die geblasenen sowohl wie die gegossenen Spiegelplatten müssen vor ihrer Verwendung noch geschliffen und poliert werden. So lange man nur kleine Spiegelscheiben kannte, geschah dies mit der Hand; gegenwärtig benützt man dazu Maschinen. Welche Fortschritte diese Fabrikation gemacht hat, ersieht man aus den Preisen, die für die Platten bezahlt wurden. Im Jahre 1702 kostete eine Glasplatte von 4 Quadratmeter Oberfläche 2160 M., heute nur etwa 100 M. Damals war eine Spiegelplatte von 4 Quadratmeter noch ein Wunderwerk; in unsrer Zeit stellt man solche von 20–30 Quadratmeter Oberfläche her.

Die Herstellung der Spiegel mit Zinnamalgalan, der aus etwa 78 Teilen Zinn und 22 Teilen Quecksilber besteht, ist wegen der beständig sich entwickelnden Quecksilberdämpfe sehr gefährlich und erfordert weitgehende gesundheitliche Vorkehrungen, um Quecksilbervergiftungen vorzubeugen. Dazu kommt noch, daß der Quecksilber Spiegel eine bleichere, ins Grünliche spielende Gesichtsfarbe zeigt, als die Wirklichkeit, während der in neuerer Zeit gebräuchlicher gewordene Silber Spiegel ein frischeres, röthliches Bild wiedergibt, wohlfeiler in der Herstellung ist und verfertigt werden kann, ohne die Gesundheit der Arbeiter zu gefährden. Spiegelglas auf der Rückseite zu versilbern ist erst seit 1843 in Gebrauch. Man verfertigt auch Platinspiegel, für die das Glas nur auf einer Seite geschliffen werden muß. Da das Platin an der Luft nicht auflöst, so halten sich diese Spiegel sehr gut.

Zur Renaissancezeit trugen die Damen Handspiegel am Gürtel. Im Mittelalter kamen auch Taschenspiegel und Wandspiegel auf; letztere wurden seit dem 16. Jahrhundert immer größer und haben sich gegenwärtig zu den vom Fußboden bis zur Zimmerdecke reichenden Trumeaus entwickelt. Die Einrahmung der Wandspiegel wurde ein besonderer Zweig der Möbelfabrikation. Doch wurden früher und werden zur Zeit noch in Venedig Wandspiegel mit Rahmen aus geschliffenem und geblasenem Glase angefertigt.

In unsren Tagen ist die Spiegelabrikation am bedeutendsten in der Rheinprovinz, in England und Belgien, namentlich aber in Frankreich, das am meisten Spiegel erzeugt, aber auch den größten einheimischen Bedarf hat. —

## Theater.

Lessing-Theater. Der Athlet. Schauspiel in 3 Akten von Hermann Vahr. — Warum schreibt Herr Vahr eigentlich die Stücke, die wir von Zeit zu Zeit auf Berliner Bühnen sehen müssen? Ganz leicht ist die Antwort nicht. Der Mensch kann aus den verschiedensten Gründen ein Theaterstück schreiben. Beispielsweise um Geld zu verdienen oder um seiner Schwiegermutter eine Freude zu machen oder um zu beweisen, daß er ebenso geistreich ist wie Blumenthal. Er kann es sogar aus innerer Nothwendigkeit thun, wie die sogenannten Dichter, die indessen immer nur vereinzelt auftauchen und dem übrigen Schwarm gegenüber kaum in Betracht kommen. Mit voller Sicherheit läßt sich nur sagen, daß Herr Vahr nicht zu den Dichtern gehört. Es liegt in dieser Zugehörigkeit auch ein kompromittierendes Moment. Man ist wie eine veraltete Erscheinung inmitten einer modern gekleideten Gesellschaft. So ein Hans der Träumer hat im realpolitischen neuen Reich im Grunde nichts zu suchen und Herr Vahr giebt zu viel auf die Mode, um sich in einer lächerlichen altfränkischen Tracht zu zeigen.

Herr Vahr's letztes Stück ruhte beinahe ausschließlich auf einem in seiner

Art recht geistreichen Einfall. Es zeigte im großen Napoleon den kleinen Liebhaber und fesselte bis etwa in die Mitte der Handlung, wo dem Autor der Witz ausging und er sich auf allerlei Stapriolen verlegte, die mit dem eigentlichen Motiv nichts zu thun hatten. Herr Wahr hätte auf diesem Wege immer noch zu der besten litterarischen Erstling kommen können, die ihm überhaupt beschieden ist. Er hätte der Litterat des geistreichen Einfalls, der neuen These, des verblüffenden Trübs werden können, und ich glaubte im Grunde, daß er es werden wollte.

Als ich daher den Titel seines neuen Stücks las, erwartete ich zum mindesten ein neues pikantes Milieu. Ich glaubte, Herr Wahr würde uns mit allerlei Intimitäten aus dem Cirkusleben aufwarten, würde uns mit Degenküdern, hübschen Reiterinnen, Mowens nsw. zusammenbringen. Das hätte eine ganz amüsante Sache werden können, wenn auch natürlich keine Sache von poetischem Belang. Es kam aber leider anders, ganz anders, wie wir gleich sehen werden.

Die Bezeichnung „Athlet“ ist biblisch gemeint. Herr Wahr bezeichnet damit einen Baron, der über Viesenkraft, eine lockere erotische Moral und ein offenes frisches Gemüth verfügt. Sein Vender ist ein Beamter, der eine sehr korrekte Moral und gar kein Gemüth besitzt. Im ersten Akt ist viel von einem verkommenen Lumpen die Rede, den der Baron bestrafen will, wofür er von seinem Bruder hämisch begrinst wird. Einen Augenblick dachte ich wahrhaftig, daß Herr Wahr sich mit einem ehrlichen Problem in ehrlicher Weise abfinden wollte. Ich dachte, er wollte uns den starken naiven Idealisten (den „Athleten“) zeigen, im Gegensatz zur grämlichen Hoffnungslosigkeit der nüchternen Mittelmäßigkeit. Ich kam indessen bald auf andre Gedanken. Es wurde immer klarer, daß die Sache auf den ewigen Ehebruch hinaus sollte und zwar schien es, als ob die Frau hinter die kleinen Vstcher ihres Manns gekommen sei. Es kam aber wiederum anders, ganz anders. Es zeigte sich, daß der verkommene Lump, auf den man zunächst einige litterarische Hoffnungen setzen durfte, mit dem Stück in gar keinem inneren Zusammenhang stand. Er war nur eingeführt, weil er vor längerer Zeit durch einen Unfall Zeuge eines Ehebruchs geworden war, den sich — die Frau hatte zu Schulden kommen lassen. Damit ist natürlich das Interesse vernichtet und die ganze Handlung sinkt zu einer gewöhnlichen Intrigue von Philippi herab. Der Rest ist bald erzählt. Der Baron erfährt das Vergehen und verzehrt — nach einigem Sträuben — seiner Frau insofern, als er weiter mit ihr in gemeinschaftlicher Arbeit zusammenleben will, um schließlich ganz das Vorgefallene zu vergessen. Das wäre alles und das ist leider nichts. Herr Wahr hat in diesem Stück selbst auf den neuen Trid verzichtet und hat eine willkürlich erfundene Geschichte in der Weise eines gewöhnlichen Theaterstücks erzählt. — E. S.

**Hygienisches.**

1. Wovon hängt die Heizfähigkeit unsrer Zimmer ab? Diese Frage wurde von Meidinger in der „Dabische Gewerbezeitung“ eingehend behandelt. Obgleich die Heizfähigkeit einer Wohnung im wesentlichen von der Bauart des Hauses und dessen Umgebung abhängig ist, so daß die Bewohner selbst wenig Einfluß auf deren Besserung haben, so ist es doch gewiß für jeden interessant, zu erfahren, wie sich die Heizung eines Zimmers vollzieht und von welchen Umständen die erzielte Temperatur abhängig ist. Zunächst ist zu beachten, daß bei der Heizung die Temperatur jedes Zimmers anfangs schnell ansteigt, dann immer langsamer, bis nach einigen Stunden ein Beharrungszustand eintritt. Die dann noch weiter durch den Ofen erzeugte Wärme geht durch die Wände, die Decke und den Fußboden, die Fenster und die Thüren nach außen fort, und eine weitere Steigerung der Wärme tritt nicht ein. Der Fußboden erwärmt sich am langsamsten, und hier dauert es insfolgedessen auch am längsten, bis die höchste erreichbare Temperatur erreicht ist, über die hinaus die Wärme durch den Fußboden hindurch nach außen tritt. In jedem geheizten Zimmer jedoch sind die Temperaturen in den verschiedenen Theilen recht verschieden, und zwar sind sie an der Decke stets höher als am Boden, weil die warme Luft dauernd die Neigung hat, in die Höhe zu steigen. Je härter das Zimmer geheizt wird, desto größer wird der Temperaturunterschied zwischen Decke und Boden sein, desto geringer übrigens, je höher das Zimmer ist. Zuweilen kann der Unterschied in der Temperatur an der Decke und am Fußboden über 10 Grad Reaumur betragen. Es ist ferner selbstverständlich, daß bei strenger Kälte die Temperaturunterschiede im Zimmer größer sein werden als bei mildem Wetter, da in ersterem Falle mehr künstliche Wärme erzeugt werden muß, damit in Kopfhöhe, in der gewöhnlich das Thermometer angebracht wird, die uns angenehme Temperatur von 15—16 Grad erreicht wird. Die Form des Ofens hat wenig Einfluß auf die Temperaturunterschiede in verschiedenen Höhen des Zimmers, wenigstens in der Luftschicht zwischen unserm Kopf und dem Fußboden, d. h. also in der Region, in der wir Menschen uns gewöhnlich aufhalten. Die Steigerung der Temperatur durch einen bestimmten Betrag von Wärme-Entwicklung im Ofen hängt hauptsächlich von zwei Umständen ab: einmal selbstverständlich von der Größe des Raums und zweitens von der Beschaffenheit seiner Wände einschließlich des Bodens und der Decke. Bei den Wänden kommen wiederum zwei Eigenschaften in Betracht, ihre Dide und die Wärmeleitfähigkeit des Materials, aus dem sie erbaut sind. Daß ein Zimmer um so

wärmer ist, je dicker seine Wände sind, wird sich jeder selbst sagen; diese Thatsache ist darin begründet, daß um so weniger Wärme in bestimmter Zeit durch eine Wand hindurch d. h. für das Zimmer verloren geht, je dicker sie ist. Was das Material betrifft, so ist Sandstein und Kalkstein in dieser Beziehung am ungünstigsten, da sie die Wärme am besten nach außen leiten, etwas vorteilhafter ist die Anwendung von Backsteinen und noch empfehlenswerter die der am Niederrhein verarbeiteten leichten Luffsteine von weißer Farbe. Holzwände sind den letztgenannten Steinen in der Wärmeleitfähigkeit gleich. Noch viel besser halten lockere Füllungen der Wände, z. B. Stroh, Syren oder Torf die Wärme zurück. Die verschiedenen Zimmer eines Hauses haben je nach ihrer Lage auf die Himmelsgegenden und in Bezug auf die Nebenkäume eine verschiedene Heizfähigkeit. Wenn ein Zimmer nach einer Seite an eine freie Wand des Hauses stößt, so heizt es sich belamlich schwerer und ist der Durchlüftung mehr ausgesetzt als ein Raum, der zwischen zwei andern Zimmern liegt. In ungeheiztem Zustande können Zimmer, die gerade über Thorwegen liegen und auch nach den Seiten an ungeheizte Räume anstoßen, der außen herrschenden Temperatur z. B. 0 Grad sehr nahe kommen, während in Zimmern, die zwischen andern Zimmern liegen, gewöhnlich eine Temperatur von 10 Grad über der Temperatur der Außenluft herrscht. Weit verbreitet ist die Meinung, daß ein die ganze Bodenfläche bedeckender Teppich für die Warmhaltung eines Zimmers von großem Werte ist; leider zerstört Meidinger auch diesen guten Glauben. Ein durchweg mit Teppichen belegtes Zimmer heizt sich, wie durch Versuche in der Landes-Gewerbehalle zu Karlsruhe festgesetzt worden ist, durchaus nicht besser, als wenn der Teppich nicht da wäre. Die Erwärmung eines Zimmers am Boden kann nur dadurch wirksam gefördert werden, daß das darunterliegende Zimmer geheizt wird. Es giebt allerdings noch ein andres Mittel, eine gleichmäßige Temperatur durch die ganze Höhe des Zimmers zu erzielen, nämlich die Andremung von Heizkörpern in der Nähe der Decke. Wenn z. B. die Flammen eines Kronleuchters angezündet werden, so strahlt die von ihnen erzeugte Wärme von der Decke zum Boden aus und bewirkt die wünschenswerte gleichmäßige Erwärmung auch der unteren Luftschichten des Zimmers. Die ein wenig übertrieben klingende Behauptung, daß ein Teppich in solcher Beziehung gar nichts nützen sollte, ist allenfalls dahin zu verbessern, daß der Teppich die Empfindlichkeit unsrer Füße gegen Kälte etwas mildert, indem unsern Fußsohlen die ihnen imwohnende Wärme durch die Berührung mit einem Teppich weniger schnell entzogen wird als durch die Berührung mit einer nackten Holzdiel oder einer Metallplatte. Im übrigen ist es aber für die Wärme unsrer Füße ganz gleichgültig, ob wir das ganze Zimmer, in dem wir uns aufhalten, mit einem Teppich belegen, oder ob wir auf einer nackten Diel mit Filzschuhen gehen, da eben der Teppich auf die Temperatur am Fußboden im allgemeinen keinen Einfluß besitzt. Es ist in letzter Zeit von hygienischer Seite viel gegen die Teppiche gesagt worden, weil sie als Staubfänger in gesundheitsschädlichem Verdachte stehen, und es ist sogar die Erwartung ausgesprochen worden, daß man sich in späterer Zeit nach einer weiteren Anerkennung der gesundheitlichen Forderungen von den Teppichen überhaupt ganz losjagen wird. —

**Humoristisches.**

— Einigkeit macht stark. Herr (zu einem biden Ehepaar): „Sie sind aber beide recht fortpulent geworden.“  
 Che man n: „Ja, sehen Sie, wir zwei waren immer einig und — Sie wissen ja — Einigkeit macht stark.“ —  
 — Es scheint so. A.: „Die Frau Nonnerziemat besucht jedes Jahr drei bis vier Luffturorte!“  
 B.: „Da leidet sie also an Luftwechselfieber!“ —  
 — Und ob! „Ist die Frau des Hauses auch musikalisch?“  
 „Ja, die sollten Sie mal hören, wenn die ihrem Namen — den Marsch bläst!“ —  
 („Weggend. hum. Bl.“)

**Notizen.**

— „Der Leibalte“, Komödie in drei Akten von Lothar Schmidt, ist von der Seccissionsbühne angenommen worden. —  
 — „Die Masken“ von Pietro Mascagni sind soweit vollendet, daß sie im Frühling in Rom ihre Erstaufführung erleben können. —  
 — Das Ballet „Aschenbrödel“ ist von den Strausfischen Erben vom Wiener Hofoperhaus, wo es im Herbst aufgeführt werden sollte, zurückgezogen worden. —  
 — Wagners „Siegfried“ ist in Rouen zum erstenmal auf einer französischen Bühne aufgeführt worden. —  
 — „Schüler Jan“, eine Oper in einem Akt von Gustav v. Möller, wurde unter Leitung des Komponisten in Frankfurt a. M. mit Erfolg zum erstenmal aufgeführt. —  
 — Hartlebens „Die Erziehung zur Ehe“ wurde kurz vor dem Beginn der Vorstellung im Stadt-Theater zu Hannover, wo es von der Heine-Gesellschaft dargestellt werden sollte, von der Polizei verboten. —  
 — Die Ludwig Rnaus-Ausstellung im Akademieggebäude bleibt bis zum 1. März geöffnet. —